

Von Albrecht Peters

I. Luther im Umbruch der Zeiten

»Freiheit eines Christenmenschen«, das ist wohl auch heute noch das erste Stichwort, das wir assoziieren bei dem uns aufgegebenen Thema. Mit Hegel formuliert: »Dies ist der wesentliche Inhalt der Reformation; der Mensch ist durch sich selbst bestimmt frei zu sein« (Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte; zit. bei Heinrich Bornkamm: Luther im Spiegel der deutschen Geistesgeschichte, Heidelberg 1955, S. 153). Doch dann drängen sich schnell andere Stimmen vor: Luthers Grobianismus, seine unheimlichen Worte zum Bauernkrieg, seine furchtbaren Anweisungen zur Vertreibung der Juden. Möchte man es da nicht mit Goethe halten: »Unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache (der Reformation) nichts interessant als Luthers Charakter, und es ist auch das einzige, was einer Menge wirklich imponiert. Alles übrige ist ein verworrener Quark, wie er uns noch täglich zur Last fällt« (Goethe an Knebel vom 22. August 1817, zit. bei H. Bornkamm, a.a.O., S. 134). Oder sollen wir uns an die Einsicht halten, die Conrad Ferdinand Meyer ins Wort bannte in seinem Gedicht »Huttens letzte Tage«: Luther ein Mensch zwischen den Zeiten, zwischen Mittelalter und Moderne, deshalb sowohl ein Bahnbrecher des Neuen als auch ein Bewahrer des Alten?

»Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächt'ger rührt er unsre Menschlichkeit.
Der selber ich der Zelle früh entsprang,
Mir graut, wie lang der Luther drinnen rang!
Er trug in seiner Brust den Kampf verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.
Er brach in Todesmut den Klosterbann –
Das Größte tut nur, wer nicht anders kann!
Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch
Und fest umklammert er sein Bibelbuch.
In seiner Seele kämpft, was wird und war,
Ein keuchend hart verschlungen Ringerpaar.
Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet –
Mich wundert's nichu, daß er Dämonen sieht!«

Entscheidend und prägkräftig wurde sein Ringen um das lebendige Gotteswort für den Alltag seiner Zeitgenossen und damit sein Dienst an der deutschen Sprache. »Er ists, der die deutsche Sprache, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt und losgebunden; er ists, der die scholastische Wortkrämerei, wie jene Wechslertische, verschüttet: er hat durch seine Reformation eine ganze Nation zum Denken und Gefühl erhoben« (Herder, Werke I, 372). »Niemand, der weiß, was eine Sprache ist, erscheine ohne Ehrerbietung vor Luthern. Unter keinem Volke hat Ein Mann so viel an seiner Sprache gebildet« (Klopstock: Die deutsche Gelehrtenrepublik, Teil I, 1774, S. 170). Doch auch diese für unser Volk bestimmende Gabe scheint heute ihre Wirkkraft zu verlieren. Der Streit um die letzte Revision der Lutherbibel von 1975 hat dies zutagetreten lassen. So stehen wir wohl an einer ähnlichen Zeitenwende wie der Reformator. Sollte dies nicht zugleich ein freieres und eigenständigeres Verhältnis zur von ihm inaugurierten Gestalt christlicher Existenz ermöglichen? Das emanzipatorische Pathos, das Aufklärung und Idealismus aus seinem Freiheitstraktat herauszuhören meinte, gerät zunehmend in die Krise; möchte uns gerade diese Situation dazu befreien, den vollen endzeitlichen Klang der Freiheit eines Christenmenschen wieder zu hören.

II. Gewißheit angesichts unseres Todesgeschicks

Die erste These der Freiheitsschrift: Ein Christenmensch ist im Glauben ein freier Herr aller Dinge und niemandem untertan, will nicht nur weiterschreiten zur zweiten: Ein Christenmensch ist in der Liebe ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan, sie hat zugleich ihren Kontrapunkt in Luthers Streit mit dem Humanismus eines Erasmus um das Erschrecken vor der abgründigen Willensversklavung aller Menschen. Wenn Hegel den Sinn der Reformation in das Diktum faßt: »Der Mensch ist durch sich selbst bestimmt, frei zu sein«, dann ist das Verräterische der Wendung »durch sich selbst« kritisch zu überprüfen. Luther unterscheidet sorgfältig zwischen der Qualität unserer naturhaft irdischen Existenz vor den Menschen und derjenigen unserer gnadenhaft himmlischen Existenz vor Gott (WA 18,781,6: *Nos non de natura, sed de gratia disputamus, nec quales simus super terram, sed quales simus in coelo coram Deo, quaerimus*). Deshalb pflichtet er im Blick auf unsere Stellung im Kosmos durchaus der Schau des Humanismus bei: »Wir wissen, daß der Mensch zum Herrn über das, was niedriger ist als er, eingesetzt ist; ihm

gegenüber hat er Recht und freien Willen, so daß jenes gehorcht und tut, was er selbst will und denkt.« Die idealistische Formel jenes »durch sich selbst bestimmt, frei zu sein«, die neuerdings auch etwa wieder bei Pannenberg, Moltmann und Jüngel ihre Faszination erweist, rückt Luther nun aber streng in den Horizont unserer Glaubensexistenz vor Gott: »Wir fragen aber danach, ob er (der Mensch) gegenüber Gott (erga Deum) den freien Willen habe, so daß jener gehorcht und tut, was der Mensch will, oder vielmehr, ob Gott dem Menschen gegenüber einen freien Willen habe, so daß dieser will und tut, was Gott will und nichts vermag, als was jener gewollt und getan habe« (WA 18,781,8–13). Doch aus dieser radikalen Selbstpreisgabe menschlichen Eigenwillens an den göttlichen Überwillen entspringt für den Reformator keineswegs ein quietistischer Fatalismus; diese Gefahr möchte der Fürst des Humanismus bekämpfen und der Präzeptor Germaniae, Melanchthon, schlägt sich zunehmend auf die Seite des Erasmus. Für Luther entspringt hieraus vielmehr die wahre Freiheit eines Christenmenschen, eben nicht mehr »durch sich selbst bestimmt sein« zu müssen, sondern sich ganz in das Schöpfer-, Erlöser- und Heiligerwirken des dreieinigen Gottes hineinbergen zu dürfen. Aus seinem Ringen in der Klosterzelle weiß er eben, daß wir Menschen in uns weder die Kraft haben, die unheimlichen Gewalten des Chaos um uns vor allem aber in uns niederzuringen, noch auch die Gewißheit erlangen können, dem Anruf des Heiligen wirklich entsprochen zu haben. Blicke doch selbst bei dem vollkommensten Werk noch der Zweifel bestehen, ob es Gott in Wahrheit gefalle; Luther fügt zu diesem Argumentationsgang hinzu: »so wie es die Erfahrung aller Werkgerechten erweist und ich zu meinem Unglück so viele Jahre hindurch genügend gelernt habe« (WA 18,783,17–28).

Aus der gegenwärtigen Situation am Ende einer Epoche emanzipatorischen Freiheitspathos heraus gewinnen wir wohl ein sensibleres Gespür für die eigentliche Intention in Luthers Ringen mit Erasmus. Der Reformator drängt auf eine letzte Gewißheit, die selbst in den furchtbarsten Anfechtungen nicht zerrieben wird. Erasmus sieht lediglich Luthers Lust an zugespitzten Thesen und dessen Schwelgen in radikalen Paradoxien. Fraglos spielt auch dies dank Luthers kreatürlicher Spannkraft und menschlicher Streitlust in die Kontroverse hinein, doch das Insistieren auf einer Gewißheit, die wirklich standhält, dringt tiefer. »Was ist beklagenswerter als Ungewißheit?« (WA 18,33: Quid enim incertitudine miserius?), dieser Ausruf ist uns heute erneut aus dem Herzen gesprochen. Bei aller gebotenen Nüchternheit dürfen wir zugleich mit gegenwärtigen charismatischen Aufbrüchen darauf vertrauen: »Der Heilige Geist ist kein Skeptiker, nicht Zweifel oder subjektive Ansichten hat er in unsere Herzen eingeschrieben, sondern verbindliche Aussagen, die gewisser und uner-

schütterlicher sind als das Leben selbst und alles menschliche Erfahren« (WA 18,605,32–34).

Das Ringen um letztgültige Gewißheit, die selbst angesichts des Todes nicht zerbricht, hat als ihr bleibendes Widerlager Luthers abgründige Anfechtungen. Aus beiden resultiert ein eingenartig freies Hindurchgehen durch diese unsere Erdenwelt mit einer unverstellten Offenheit für deren leuchtende Schönheit aber auch für das ausharrende Seufzen aller Kreatur. Entscheidend in allem ist die Furcht und Freude, die »lustige Furcht und das fröhliche Zittern« (WA 30,II,505,10), worin quer durch Leben und Sterben hindurch dem zu Gericht und Errettung kommenden Herrn entgegengewartet und zugleich entgegengeeilt wird. Dies läßt sich etwa aus den wunderschönen Sermonen von 1519 erheben. Im »Sermon von der Bereitung zum Sterben« (WA 2,684–697), den man einmal durchmeditieren sollte, ruft Luther auf zu einer derartigen Hinkehr zu Gott. Hat der Sterbende seine irdischen Verhältnisse geordnet, sich mit allen Menschen ausgesöhnt und »so jedermann Urlaub auf Erden geben«, dann wende er sich mit allen Sinnen Gott zu, »da der Weg des Sterbens sich auch hinkehret und uns fuhret. Und hie hebt an die enge Pforte, der schmale Steig zum Leben, des muß sich ein jeglicher fröhlich erwägen, dann er ist wohl fast enge, er ist aber nit lang, und geht hie zu, gleich wie ein Kind aus der kleinen Wohnung seiner Mutter Leib mit Gefahr und Ängsten geboren wird in diesen weiten Himmel und Erden, das ist auf diese Welt; als geht der Mensch durch die enge Pforten des Tods aus diesem Leben; und wie wohl der Himmel und die Welt, da wir itzt in leben, groß und weit angesehen wird, so ist es doch alles gegen dem zukunfftigem Himmel viel enger und kleiner, dann der Mutter-Leib gegen diesem Himmel ist, darumb heißt der lieben Heiligen Sterben ein neu Geburt und ihr Fest nennet man zu Latein Natale, ein Tag ihrer Geburt. Aber der enge Gang des Tods macht, daß uns dies Leben weit und jenes enge dunkt« (WA 2,685,20–686,3). Jenes Hindurchdringen vor Gottes Angesicht erfahren wir unter der Predigt von Gottes heiligem Gesetz und frohmachendem Evangelium als ein Ringen mit den schrecklichen Bildern des Todes, der Schuld und des Verworfenseins. Eindringlich und unvergeßlich hat Luther dies 1524 ins Lied gegossen; hierzu griff er auf die mittelalterliche Antiphon »Media vita in morte sumus« zurück:

»Mitten wir im Leben sind
mit dem Tod umbfangen,
wen suchen wir, der Hulfe tu,
daß wir Gnad erlangen? (WA 35,453,20–24; EKG 309,1).

Wie das Leben uns unwiderstehlich ins Sterben hineinreißt, so tritt uns aus unserem leiblichen Tod das Vergehen unter Gottes heiligem Gerichtszorn entgegen, so droht uns das Verschlungenwerden von den Chaosgewalten.

»Mitten in dem Tod anficht
uns der Hellen Rachen;
wer will uns aus solcher Not
frei und ledig machen?« (WA 35,454,10–14; EKG 309,2).

Die Todesfurcht und Höllenangst erwächst aus dem prophetischen Gerichtswort über unsere Schuld, aus dem Getroffenwerden vom heiligen Nein Gottes über unsere Sünde.

»Mitten in der Hellen Angst
unser Sund uns treiben;
wo solln wir denn fliehen hin,
da wir mügen bleiben?« (WA 35,454,23–26; EKG 309,3).

Die Trias: Tod, Sünde, Hölle, sie will uns hineinjagen in die ausgestreckten Kreuzesarme Jesu Christi: »Zu dir, Herr Christ, alleine!« Schon in den Sermonen von 1519 hatte der Reformator eingeschärft: Im Leben sollen wir uns ständig den Tod vor Augen halten und in ihm Gottes Gerichtsurteil über unsere sündige Entfremdung erkennen; im Sterben jedoch gilt es allein auf Christus zu schauen. Die tiefste Anfechtung entspringt für Luther jedoch nicht aus unserem physischen Sterbenmüssen, haben wir dies doch mit allen höheren Lebewesen gemeinsam. Die menschliche Urnot erwächst aus unserem zerstörten und verkehrten Gottesverhältnis. Sie verdichtet sich zum Zweifel an Gottes letztgültigem Ja zu meiner eigenen Person, dies ist die Anfechtung im Blick auf unsere Prädestination. In ihr »ubet der Teufel sein letzte, große, listigste Kunst und Vormügen. Dann damit fuhret er den Menschen . . . ubir Gott, . . . hie gedenkt er Gottis Lieb mit einen Sturm-Wind auszuleschen und Gottis Haß erwecken« (WA 2,688,6–11). Dies ist die Wurzel aller sonstigen Anfechtungen; hier zernagt das ausbrechende Mißtrauen unser persönliches Grundvertrauen.

In seiner Auslegung des 90. Psalms (WA 40,III,484–594) befiehlt der Reformator die antik-stoische Meditationspraxis, den Herzpunkt unserer geisthaften Person aus dem leiblichen Sterben herauszulösen; er würde deshalb auch die gegenwärtige Praxis des Sterbegeleites als ein gefährliches Verharmlosen unseres Todes bekämpfen. Im Unterschied zur außermenschlichen Kreatur gründet der Adel unseres Menschseins darin, daß Gott einen jeden von uns in alle Ewigkeit zu seinem Partner bestimmt hat.

Deshalb ist mit dem Tod eben nicht alles aus, sondern hebt unser Leben erst wirklich an. Hierdurch wird dieses Erdenleben aber gerade nicht entwertet, sondern vielmehr gleichsam mit Gottes Ewigkeit aufgeladen. Als Christenmenschen haben wir die Freiheit und die Pflicht, einander und zugleich einen jeden Menschen nicht lediglich in den physischen Tod hineinzugeleiten, sondern durch die enge Pforte des Todes hindurch vor das Angesicht des heiligen und barmherzigen Gottes. Um diesen Horizont des gesamten neutestamentlichen Zeugnisses geht es auch und gerade in Luthers reformatorischer Rechtfertigungslehre. Alle Menschen kommen keineswegs aus dem Nichts und werden deshalb auch nicht einfach im Nichts versinken, alle Menschen und mit ihnen ein jeder von uns kommen aus Gottes gütiger Schöpferhand und gehen seinem endgültigen Urteil entgegen. Dies bezeugt uns die Auferstehung Jesu Christi. Sie schenkt uns aber auch die frohe Gewißheit, daß auch wir nicht im Tode bleiben werden. Deshalb schreibt Luther in seiner Vorrede zur Sammlung von Begräbnisliedern 1542: »Singen auch kein Traurlied noch Leidegesang bei unsern Toten und Gräbern, sondern tröstliche Lieder von Vergebung der Sunden, von Ruge (Ruhe), Schlaf, Leben und Auferstehung der verstorbenen Christen, damit unser Glaube gestärkt und die Leute zu rechter Andacht gereizt werden. Denn es auch billig und recht ist, daß man die Begräbnis ehrlich halte und vollbringe, zu Lob und Ehre dem fröhlichen Artikel unsers Glaubens, nämlich von der Auferstehung der Toten, und zu Trotz dem schrecklichen Feinde, dem Tode, der uns so schädlich dahin frisset ohn Unterlaß mit allerlei scheußlicher Gestalt und Weise« (WA 35,478,31-479,7).

III. Glaubensgehorsam unter Gesetz und Evangelium

Ist diese endzeitliche Orientierung akzeptiert, so sollten wir daran erinnern, daß der Reformator im Großen Katechismus und keineswegs allein in diesem die Zehn Gebote breit und ausführlich ausgelegt und sich nicht zu dichten scheut:

»Mensch willtu leben seliglich
und bei Gott bleiben ewiglich,
solltu halten die Zehn Gebot,
die uns gebeut unser Gott, Kyrioleis« (WA 35,428,22-429,3).

Wir sollten nicht sofort den sogenannten »theologischen Gebrauch« des Gesetzes ins Feld führen und die Gebote als eine Anleitung, unsere Schuld

vor Gott zu erkennen, ansehen, dies sind sie fraglos auch und sogar entscheidend. Doch dieses Zentrum strahlt ja nur dann aus, wenn wir ein wenig ahnen von Israels Freude am Gesetz. Luthers Rückgriff auf das in eines jeden Menschen eingegrabene Wissen um Gut und Böse, Recht und Unrecht, hat diesen Aspekt zu stark zurückzutreten lassen. Mitten in unserer wirren und diffusen Situation ist das Amt der Gewissensklärung und -schärfung überaus notwendig und heilsam. Wir sollten dabei nicht nur auf die Last starren, die unserem emanzipatorischen Freiheitsdrang hierdurch auferlegt wird, bereits im Horizont der Gebote geht es um wahrhaft befreiende Gewißheit. Was Gott von uns will, ist keineswegs identisch mit dem, was uns ein modischer Zeitgeist suggerieren will. Insofern ist an der psychologischen Unterscheidung zwischen echter Schuld und falschen Schuldgefühlen durchaus etwas Richtiges. Es fragt sich jedoch, woher wir den Maßstab für eine derartige Unterscheidung nehmen. Einen derartigen Maßstab muß ein jeder Mensch irgendwie haben, ob er sich dies nun bewußt macht und verantwortet oder ob er unreflektiert einem Trend folgt. Der Reformator geht hierbei nicht mit dem Humanismus vom antiken Naturrecht aus, natürlich auch nicht mit der Neuzeit von allgemeinen Menschenrechten, auch die gegenwärtige Suche nach leitenden Grundwerten hätte er als ein Umherirren im Nebel angesehen. In umsichtiger Anlehnung an die Schrift tastet er das Koordinatengefüge, in dem wir uns ungefragt vorfinden, ab unter dem Leitstern der Goldenen Regel (Mt 7,12; Lk 6,31) und orientiert sich hierbei an Jesu Selbsthingabe an den unsichtbaren Gott-Vater und die leibhaft nahen Menschen-Brüder. Sicher bleibt im Blick auf die spezifische Ausprägung reformatorischer Gebotsauslegung manche Frage übrig, doch die konkrete Katechismusunterweisung ist uns heute vielleicht nötiger als je zuvor, das bestätigen die hohen Auflagen des Erwachsenen- und Gemeindekatechismus und vieler analoger Unternehmungen. Unterstreichen wir deshalb diesen oft übersehenen und durchweg vernachlässigten Aspekt: Die Gebote und Weisungen Gottes wollen nicht nur unserem selbstsüchtigen Wesen Zügel anlegen und verborgene Schuld aufdecken, sie wollen zugleich unsere Tritte gewiß machen und unser unstetes Fragen in eine lebensfördernde Richtung lenken. Luther lenkt dabei die Gedanken, die so gerne in die Ferne schweifen und weltweit Verantwortung übernehmen möchten, auf das Hautnahe und Alltägliche, auch ein Aspekt, der heute wohl wieder zu unterstreichen ist, wenn er auch nicht isoliert werden darf. »Siehe, wie nu niemand ohn Befehl und Beruf ist, so ist auch niemand ohn Werk, so er recht tun will. Ist nu einem iglichen drauf zu merken, daß er in seinem Stand bleibe, auf sich selb sehe, seines Befehls wahrnehm und darinnen Gott diene und sein Gepot halte, so wird er zu schaffen so viel

ubirkommen, daß ihm all Zeit zu kurz, alle Stätt zu enge, alle Kräft zu wenig sein werden« (WA 10 I / 1,309,14–19).

Doch nicht nur das Gesetz Gottes, auch und gerade das Evangelium stößt nach Luther wort-tathaft auf einen jeden einzelnen zu. Der Reformator hat den biblischen Sinn dieses Terminus technicus für Siegesbotschaft wieder entdeckt: »Euangelion ist ein kriechisch Wort und heißt auf deutsch gute Botschaft, gute Mäher, gute Neuzeitung, gut Geschrei, davon man singet, saget und frohlich ist, gleich als da David den großen Goliath uberwand . . . , also ist dies Euangelion Gottis und Neu Testament ein gute Mäher und Geschrei, in alle Welt erschollen durch die Apostel von einem rechten David, der mit der Sund, Tod und Teufel gestritten und uberwunden hab, und damit alle die, so in Sunden gefangen, mit dem Tod geplaget, vom Teufel überwädiget gewesen, ohn ihr Verdienst erlost, rechtfertig, lebendig und selig gemacht hat und damit zu Fried gestellet und Gott wieder heimbracht, davon sie singen, danken Gott, loben und frohlich sind ewiglich, so sie des anders fest glauben und im Glauben beständig bleiben« (Vorrede zum Neuen Testament, 1522, WADB 6,2,23–4,11). Eine Frömmigkeit, die sich durch Luther hat in dieses biblische Zeugnis einweisen lassen, wird unter der endzeitlichen Realdialektik zwischen Gesetz und Evangelium ausharren. Doch hierbei übergreift das Evangelium das Gesetz; unser schlechtes oder auch gutes moralisches Gewissen bleibt umschlossen vom »transmoralischen Gewissen«, das allein im Evangelium Ruhe findet. Hierdurch wird der im Gesetz proklamierte heilige Gotteswille keineswegs einfach beiseitegeschoben, sondern erst in endzeitlicher Radikalität aufgerichtet. In seinem Gespräch mit Friedrich Nietzsche und Martin Heidegger unterscheidet Paul Tillich hilfreich zwischen heilender »Wiederherstellung der Moral aus einem Punkt oberhalb der Moral« und dämonischer Zerstörung der Moral aus einem Punkt unterhalb jeglicher Moral heraus. Leider stoßen wir dabei selbst noch bei ihm auf den äußerst mißverständlichen Satz: »Das gute, transmoralische Gewissen besteht in der Annahme des bösen, moralischen Gewissens, das unvermeidlich ist, wo immer Entscheidungen getroffen und Taten getan werden« (Das religiöse Fundament des moralischen Handelns, GW III, S. 69f). Hier ist der vom Nationalsozialismus propagierte Satz nicht ferne: »Wo gehobelt wird, da fallen Späne.« Luthers Chiffre »Gerechtfertigt und Sünder zugleich« will nicht in diesem Sinne verstanden werden; es wird sorgfältig unterschieden zwischen derjenigen Sünde, zu der wir im Herzen Ja gesagt haben, und derjenigen, die wir aufseufzend von uns weisen. Unerbittlich gilt die Weisung Gottes an Kain, die der Apostel im Römerbrief uns allen zuruft: Laßt die Sünde und Begierde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe! (Gen 4,7; Röm 6,12) Luthers Verweis auf unsere

bleibende Sündhaftigkeit sowie sein Insistieren auf Gottes alleiniger Willenshoheit will diesen beharrlichen Kampf gegen die Sünde nicht lähmen, sondern erst in illusionsloser Härte freisetzen. Wirklich erfolgreich und wahrhaft heilsam wird dieses ständige Ringen nur sein, wo es in betendem Aufblick zu Gott geschieht und wir dabei gerade nicht bauen auf unsere Willenskraft, nicht einmal auf die uns zuteilgewordenen Gnadengaben. Hierin realisiert sich die rückhaltlose Exzentrik christlicher Existenz. Frömmigkeit im Sinne Luthers ist »Gewissensreligion im ausgeprägtesten Sinne des Worts« (Karl Holl: Luther, S. 35); »der Weg in den Himmel ist durchaus die Linie eines unteilbaren Punktes, des Gewissens« (WA 40 I,21,12: *Via in caelum est linea indivisibilis puncti: conscientiae*). Doch das Gewissen weiß nicht aus sich selber um den Willen Gottes, und das Gewissen vermag sich nicht ohne Lug und Trug von der eigenen Schuld freizusprechen. Das getröstete Gewissen ist etwas anderes als ein gutes Gewissen, es ist auch nicht einfach identisch mit einer nüchternen Annahme des eigenen Schattens oder einem besonnenen Durcharbeiten der eigenen Konflikte. Das vom Gotteswort angerührte »Gewissen ist etwas größeres als Himmel und Erde, es wird getötet durch die Sünde und lebendig gemacht durch das Wort Christi« (WA 44,546,30ff). Deshalb verbleibt zwischen der Sicht einer analysierenden Psychotherapie und dem christlichen Menschenverständnis ein nicht aufzuhebender »Bruch«.

Im Christenglauben ist die menschliche Exzentrizität bewußt endzeitlich orientiert; mit seiner gesamten Existenz birgt sich der Glaubende hinein in das ihm zugesprochene Wort der Verheißung, in welcher Gottes endgültiges Urteil uns schon heute und hier erreicht. Lutherische Frömmigkeit – wo sie nicht lediglich ein abstraktes Denkgebäude ist – weiß deshalb um die herrliche Gabe der Vergebung unserer Schuld. Deshalb sagt der Reformator immer wieder von der Einzelbeichte: »Es weiß niemand, was sie vermag, denn wer mit dem Teufel oft und viel gefochten hat, ja ich wäre langst vom Teufel erwürgt, wenn mich nit die Beichte erhalten hätt« (WA 10 III,61,16). Im Bekennen der Schuld und Ergreifen der Absolution prägt sich die auf den einzelnen zustoßende Spitze lutherischer Frömmigkeit aus, die auch und gerade heute ihr Recht geltend machen will. So gleichgültig, ohnmächtig und auswechselbar wir uns auch im Räderwerk wissenschaftlich-technischer Weltrevolution vorkommen mögen, Gott ruft einen jeden von uns vor sein Angesicht; hier gilt allein eine unvertretbare Glaubensgewißheit.

IV. Frei atmen unter dem Wirken des dreieinigen Gottes

So eindeutig Gottes Forderungswille im Gesetz und Gottes Freispruch im Evangelium auf den je einzelnen Menschen zustoßen, so weit und umfangreich ist zugleich das Schöpfer-, Erlöser und Vollenderwirken des dreieinigen Gottes gefaßt. Uns allen sind Luthers Worte zur Kreuzestheologie aus der Heidelberger Disputation sowie aus der zweiten Psalmenvorlesung im Ohr: Allein in Christus dem Gekreuzigten sei die wahre Theologie und Erkenntnis Gottes beschlossen (WA 1,362,18: Ergo in Christo crucifixo est vera Theologia et cognitio Dei); allein das Kreuz begründe rechte reformatorische Theologie (WA 5,176,32: CRUX sola est nostra Theologia); deshalb nenne der Theologe, der Gottes verborgener Herrlichkeit nachjage, das Übel gut und das Gute übel, hingegen erfasse allein der Theologe des Kreuzes die Wirklichkeit und nenne die Dinge bei ihren rechten Namen (WA 1,362, Th,21: Theologus gloriae dicit malum bonum et bonum malum, Theologus crucis dicit quod res est). Doch diese klassischen Formulierungen sollten uns nicht dazu verleiten, mit der Lutherdeutung von Albrecht Ritschl bis zu Friedrich Gogarten eine anthropologisch verkürzte Rechtfertigung und eine paradoxe Kreuzestheologie aus Gottes weltumgreifendem Heilshandeln herauszulösen. Hiervor können uns Luthers Lieder bewahren.

Gehen wir ihrem Zyklus von Weihnachten bis Pfingsten ein wenig nach. In seinen Weihnachtsliedern läßt Luther das Geheimnis keineswegs zusammenschrumpfen zur paradoxen Identität zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen. Zu dem Kernsatz: »Das Wort ward Fleisch und zeltete unter uns«, tritt durchaus hinzu: »Wir sahen seine Herrlichkeit« und nicht minder: »Aus seiner Fülle haben wir alle empfangen Gnade um Gnade« (Joh 1,14.16). Sogar die uns Modernen fremde altkirchliche Christologie mit ihrer Zwei-Naturen-Lehre und dem Bekenntnis zur bleibenden Jungfräulichkeit Mariens sucht der Reformator für seine Wittenberger in Reime zu fassen; die diesbezüglichen Strophen sind freilich recht dunkel und sprachlich unbeholfen, so fehlen sie durchweg in unseren Gesangbüchern. So lautet die dritte und vierte Strophe von »Christum wir sollen loben schon« (im EKG nicht im Stammteil):

»Die Gottlich Gnad vom Himmel groß
sich in die keusche Mutter groß;
ein Meidlin trug ein heimlich Pfand,
das der Natur war unbekannt.
Das zuchtig Haus des Herzen zart
gar bald ein Tempel Gottes ward;

die kein Mann ruhret noch erkannt,
von Gottes Wort sie man schwanger fand« (WA 35,432,7-14).

Und in der Nachdichtung des Ambrosianischen Hymnus »Veni redemptor gentium«, »Nun komm, der Heiden Heiland« (EKG 1) hieß es ursprünglich:

»Nicht von Manns Blut noch von Fleisch,
allein von dem Heiligen Geist,
ist Gotts Wort worden ein Mensch
und bluet (blühet) ein Frucht Weibs-Fleisch.
Der Jungfrau Leib schwanger ward,
doch bleib Keuschheit rein bewahrt;
leucht erfur manch Tugend schon,
Gott da war in seinem Thron« (WA 35,430,6-13)

Auch derartiges hat Luther gedichtet und zu singen der Gemeinde zugemutet. Doch dürfte es schon ein Zeichen sein, daß diese Verse viel schwächer sind als der Lobpreis unserer Errettung in dem menschengewordenen Gottessohn. Etwa die dritte und vierte Strophe aus dem Weihnachtslied: »Gelobet seist du, Jesu Christ« (EKG 15):

»Den aller Welt Kreis nie beschloß,
der liegt in Maria Schoß,
er ist ein Kindlin worden klein,
der alle Ding erhält allein. Kyrioleis.
Das ewig Liecht geht da herein,
gibt der Welt ein neuen Schein,
es leucht wohl mitten in der Nacht
und uns des Liechtes Kinder macht. Kyrioleis« (WA 35,434,21-31).

Oder auch die innigen Verse aus Luthers »Kinder-Lied auf die Weihnacht«: »Vom Himmel hoch da komm ich her« (EKG 16,9f.13f):

Ach Herr, du Schöpfer aller Ding,
wie bist du worden so gering,
daß du da liegst auf dürrem Gras,
davon ein Rind und Esel aß!
Und wär die Welt vielmal so weit,
von Edelstein und Gold bereit',
so wär sie doch dir viel zu klein,
zu sein ein enges Wiegelein . . .
Ach mein herzliebtes Jesulin,
mach dir ein rein sanft Bettelin,

zu rügen (ruhen) in meins Herzen Schrein,
daß ich nimmer vergesse dein.
Davon ich allzeit fröhlich sei,
zu springen, singen immer frei
das rechte Susanne (Wiegenlied) schon
mit Herzen Lust den süßen Ton« (WA 35,460,29-461,20).

Die Innigkeit des Wiegenliedes schwingt weit aus und bezieht den Welt-Kreis ein. Zugleich strahlt ganz johanneisch das Licht hinein in die Finsternis und wirkt so die Scheidung zwischen denen, die ans Licht drängen und denen, die in der Finsternis verharren.

Für eine einseitige Kreuzestheologie, die sich an mittelalterlicher Passionsmystik orientiert, ist nicht minder enttäuschend, daß Luther die Passion Jesu nicht isoliert besungen hat. Das reformatorische Lied: »O Mensch, beweine deine Sünde groß« (EKG 54) ist von Sebald Heyden verfaßt. Luther hingegen taucht Christi Kreuz ganz hinein ins Osterlicht. Das von Luther so hochgeschätzte wohl älteste geistliche deutsche Volkslied »Christ ist erstanden von der Marter alle« (EKG 75), das oft als Wallfahrtslied aber etwa auch vom deutschen Orden in der Schlacht bei Tannenberg 1410 als Schlachtgesang angestimmt worden ist und manchmal sogar verballhornt wurde, zeigt die Richtung an; Luther nimmt sie auf und läßt zugleich die »Victimae paschali laudes« des Wipo anklingen: Der Opfertod Jesu um unserer Sündenschuld willen bildet nur die dunkle Folie für das österliche Halleluja:

»Christ lag in Todes Banden / für unser Sünd gegeben;
der ist wieder erstanden / und hat uns bracht das Leben.
Des wir sollen frohlich sein, / Gott loben und dankbar sein
und singen Alleluja.« (WA 35,443,7-13).

Der Rückblick auf unsere Sündennot sowie auf das Todesverhängnis dient nur der Verherrlichung des Christussieges; Festjubiläum klingt auf:

»So feiern wir dies hoch Fest / mit Herzen-Freud und Wonne,
das uns der Herr scheinen läßt; / er ist selber die Sonne,
der durch seiner Gnaden Glanz / erleucht' unser Herzen ganz;
der Sunden Nacht ist vergangen, Alleluja« (WA 35,444,20-26).

Auch dieses Lied wird beschlossen mit dem Überschrift von der österlichen Freude zum Bleiben unter dem Christusevangelium:

»Wir essen und leben wohl / in rechten Oster-Fladen;
der alte Saurteig nicht soll / sein bei dem Wort der Gnaden.
Christus will die Koste sein / und speisen die Seel allein;
der Glaub will keins andern leben, Alleluja« (WA 35,444,27-445,5).

Das knappe Lied »Jesus Christus, unser Heiland« (EKG 77) rafft Luthers Osterzeugnis zusammen und deutet dabei an, daß hinter den Todesgewalten der Gerichtszorn Gottes stand und vom Herrn auszuleiden war.

Glaube und Liebe, Rechtfertigung und Heilung sind miteinander verknüpft und in das universale Heilswirken des dreieinigen Gottes eingefügt vor allem in den drei Pfingstliedern Luthers: »Komm, Gott Schöpfer, Heiliger Geist« (EKG 97); »Komm, Heiliger Geist, Herre Gott« (EKG 98); »Nun bitten wir den Heiligen Geist« (EKG 99). Alle drei Lieder basieren auf altkirchlichen oder mittelalterlichen Hymnen. Während die Vorlagen jedoch um ein Erkennen des Verstandes und ein Brennen des Herzens flehen, akzentuiert Luther unser Bewahrtwerden vor falscher Lehre sowie unser Hindurchdringen vor das Gnadenantlitz Gottes. Beide Blickrichtungen sind zusammengeschaut in der Litanei an den dreieinigen Gott (EKG 109), durch die Luther entsprechende mittelalterliche Heiligenanrufungen verdrängen will:

»Gott der Vater – Jesus Christus – Heilig Geist, der – wohn uns bei / und laß uns nicht versterben,
mach uns aller Sunden frei / und helf uns selig sterben;
vür dem Teufel uns bewahr, / halt uns bei festem Glauben
und auf dich laß uns bauen, / aus Herzen-Grund vertrauen,
dir uns lassen ganz und gar, / mit allen rechten Christen
entfliehen Teufels Listen, / mit Waffen Gotts uns fristen.
Amen, Amen, das sei wahr, / so singen wir Alleluja« (WA 35,450).

Ganz entsprechend lautet die Pfingstkollekte: »Herr Gott, lieber Vater, der du (an diesem Tage) deiner Gläubigen Herzen durch deinen Heiligen Geist erleuchtet und gelehret hast; gib uns, daß wir auch durch denselbigen Geist rechten Verstand haben und zu aller Zeit seines Trosts und Kraft uns freuen; durch denselbigen deinen Sohn Jesum Christum, unsern Herrn« (WA 35,554).

Luthers Frömmigkeit läßt sich also keineswegs einengen auf eine anthropologisch verkürzte Rechtfertigungsbotschaft, vielmehr drängt er auf einen lebendigen Weg beharrlichen Glaubensgehorsams. Luthers Frömmigkeit ist bei aller Konzentration auf Jesus Christus keineswegs christomonistisch verengt, gerade der Heilige Geist behält in ihr einen unübersehbaren Stellenwert. Die Pfingstlieder wären im Blick auf gegenwärtige charismatische Impulse zu meditieren. Im Verweis auf den dreieinigen Gott kommt nun freilich der Sohn nicht unverbunden neben dem Vater zu stehen und ebensowenig auch nicht der Geist neben dem Sohn, vielmehr wendet sich uns Gott der Vater zu durch den Sohn in dem Geist, auf daß uns der Geist durch den Sohn zum Vater heimbringe. Deshalb ruft

Luther mit Hrabanus Maurus den Heiligen Geist an: »Lehr uns den Vater kennen wohl, / dazu Jesu Christ, seinen Sohn, daß wir des Glaubens werden voll, / dich, beider Geist, zu verstohn« (EKG 97,6; WA 35,447,3–6). Deshalb fixiert er etwa zur Credo-Auslegung im Großen Katechismus eindrucksvoll diese Dynamik in Gottes heilsökonomischer Weltzuwendung: »Denn alle Welt, wiewohl sie mit allem Fleiß darnach getrachtet hat, was doch Gott wäre und was er im Sinn hätte und täte, so hat sie doch der keines je erlangen mögen. Hie aber hast Du es alles aufs allerreichste. Denn da hat er selbs offenbaret und aufgetan den tiefsten Abgrund seines väterlichen Herzens und eitel unaussprechlicher Liebe in allen dreien Artikeln. Denn er hat uns eben dazu geschaffen, daß er uns erlösete und heiligte und über (außerdem), daß er uns alles geben und eingetan hatte, was im Himmel und auf Erden ist, hat er uns auch seinen Sohn und Heiligen Geist geben, durch welche er uns zu sich brächte. Denn wir künnden . . . nimmermehr dazu kommen, daß wir des Vaters Hulde und Gnade erkannten ohn durch den HERRN Christum, der ein Spiegel ist des väterlichen Herzens, außer welchem wir nichts sehen denn einen zornigen und schrecklichen Richter. Von Christo aber künnten wir auch nichts wissen, wo es nicht durch den Heiligen Geist offenbaret wäre« (GK II64f; BSLK 660,23–47).

Halten wir diese Erkenntnis fest: Die Rechtfertigung, die unter Gottes verurteilendem Gesetzesgericht und freisprechendem Evangeliumstrost auf den je einzelnen zustößt, ist streng eingefügt in das weltübergreifende Schöpfer- und Erlöserwirken des dreieinigen Gottes und wird zugleich endzeitlich ausgerichtet auf unser Hindurchdringen durch diese gesamte Erdenwelt, durch Leben und Sterben, vor Gottes Angesicht. Diesen Akzent unterstreichen gerade Luthers Pfingstlieder:

»Du heilige Brunst, susser Trost, / nu hilf uns frohlich und getrost
in deinem Dienst beständig bleiben, / die Trubsal uns nicht abtreiben.
O Herr, durch dein Kraft uns bereit' / und stärk des Fleisches Blodigkeit,
daß wir hie ritterlich ringen, / durch Tod und Leben zu dir dringen«
Alleluja, Alleluja« (EKG 98,3; WA 35,449,15–22).

V. Der notwendige Streit um den Gehorsam in Kirche und Gesellschaft

Der Streit zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gott und Widergott durchtobt die Menschheit von Anbeginn an und eilt auf den jüngsten Tag zu. Er durchzieht fast alle Lieder Luthers, vor allem seine Neufassungen

der Psalmen. Gegen Erasmus, der für die aufblühenden Wissenschaften fürchtet und deshalb die Kontroverse auf einen Disput in lateinischer Sprache eingrenzen möchte, damit der gemeine Mann nicht in Aufruhr gerate, schreibt der Reformator: Wo es um die ewige Errettung gehe, da wolle er lieber das Martyrium erleiden, als einen Kompromiß suchen, welcher das Gotteswort verleugne. Hierzu beruft er sich auf die Worte Christi: »Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, als es brennte schon!« (Lk 12,49), sowie auf das Wort seines Apostels: »In allen Dingen erweisen wir uns als Diener Gottes, in großer Geduld, in Trübsalen, in Nöten, in Ängsten, in Schlägen, in Gefängnissen, in Aufruhren, in Mühen, in Wachen, in Fasten« (2.Kor 6,4f), hierbei unterstreicht er den Aufruhr und deutet ihn im Lichte des Murrens der Völker und Ratschlagens der Könige aus dem 2. Psalm (WA 18,626,8–22). Für ihn ist die gesamte Schrift Alten wie Neuen Testaments ein einziges Zeugnis jenes unausweichlichen Kampfes. »Die Welt und ihr Gott können und wollen nicht das Wort des wahren Gottes ertragen. Der wahre Gott will und kann nicht schweigen. Wenn diese beiden Götter miteinander im Streit liegen, was kann denn anders daraus kommen als Getümmel in der ganzen Welt. Dieses Getümmel also beseitigen wollen, ist nichts anderes, als das Wort Gottes aus dem Wege räumen und nicht zulassen wollen. Denn das Wort Gottes kommt, sooft es kommt, die ganze Welt zu verwandeln und zu erneuern. Bezeugen doch selbst heidnische Schriftsteller, daß Umwälzungen der Dinge nicht ohne Erschütterung und Getümmel, ja nicht ohne Blutvergießen eintreten können« (WA 18,626,22–28). Sodann bekennt er von sich selber: »Wenn ich nicht jenes Getümmel sähe, würde ich sagen, Gottes Wort sei nicht in der Welt« (WA 18,626,21f: Et ego, nisi istos tumultus viderem, verbum Dei in mundo non esse dicerem); zugleich ruft er dem Erasmus zu: »Laß das Klagen, laß das Heilen; jenes Getümmel ist von Gott« (WA 18,626,38f).

Freilich bereits vor dem Aufbegehren der Bauern und Bergknappen unterscheidet Luther in seiner »treuen Vermahnung zu allen Christen, sich zu hüten vor Aufruhr und Empörung« (1522) (WA 8,676–687) zwischen der gewaltlosen Predigt des Gotteswortes und gewaltsamen Umsturzversuchen: »Wilche meine Lehre recht lesen und vorstehen, die machen nit Aufruhr. Sie habens nit von mir gelernet« (WA 8,681,19f) In jenen frühen Äußerungen hebt der Reformator den eschatologischen Einbruch Christi in die Satanstyannei über Menschenseelen hervor; hierzu soll dem Aufeinanderplatzen der Geister freie Bahn gegeben werden, leiblicher Aufruhr würde das gebotene geistliche Ringen nur verhindern. Doch gerade in diesen frühen Aussagen von 1522 rückt er den heilsamen Streit um das Evangelium ins grelle Licht des Jüngsten Tages. »Was dem Mund

Christi über bleibt, das wird seine Zukunft vortilgen, wie St. Paulus sagt (2 Thess 2,8). Darumb laßt uns frisch anhalten, das Wort redlich eintreiben, die Menschen-Gesetz aus treiben. So totet Christus durch uns das Bapstumb. Es singet schon Eli, Eli, es ist troffen. Schier wirds heißen: Expiravit« (WA 8,684,25-29).

Dies ist der Siegesjubel, der von Worms her die frühen Schriften durchzieht. In den späteren rückt die Verteidigung gegen die unermüdlichen Anläufe des altbösen Feindes ins Zentrum. Das Auseinanderbrechen der reformatorischen Bewegung führt zu dieser dunkleren Sicht. So schreibt Luther etwa in seiner Schrift gegen Agricola »Wider die Antinomer« (1539) (WA 50,468-477): Er habe wohl mehr als zwanzig Sturmwinde von Schwärmern und Rotten aushalten müssen, durch die Satan, der »Leo rugiens« (1.Petr 5,8), das arme Windlicht des Evangeliums auszulöschen suchte. Lebte er noch hundert Jahre und würde unverdrossen gegen jene Schwarmgeister fechten, den Nachkommen wäre der Friede dennoch nicht errungen. Deshalb ruft er allen das »Wachet und Betet« zu. »Darumb ich auch bitte umb eine gnädige Stunde und begehrt des Wesens nicht mehr. Ihr, unser Nachkommen, betet auch und treibt Gottes Wort fleißig; erhaltet das arme Wind-Liecht Gottes, seid gewarnet und gerustet, als die alle Stunde gewarten müssen, wo euch der Teufel etwa eine Scheiben oder Fenster ausstoße, Tur oder Dach auf reiße, das Liecht auszuleschen; denn er stirbt nicht vür dem Jüngsten Tage; ich und du müssen sterben und wenn wir tot sind, bleibt er gleich wohl der, so er allzeit gewest, und kann sein Stürmen nicht lassen« (WA 50,476,11-18).

In diesen Auftrag der Abwehr satanischer Verwirrung hat der Reformator auch die Christen im obrigkeitlichen Amt hineingerufen. Sie sollen »nicht allein den Untertan' ihre Güter und leiblich Leben schützen, sondern das vürnehmst Ampt ist, Gottes Ehr foddern, Gotteslästerung und Abgötterei wehren« (WA 50,13,14, aus: Daß weltliche Oberkeit den Wiedertäufern mit leiblicher Strafe zu wehren schuldig sei, etlicher Bedenken zu Wittenberg, 1536, WA 50,8-15). Hierzu greift man zurück auf das Alte Testament. – In einigen wenigen, in sich jedoch streng durchreflektierten Worten ruft Luther nun freilich auch zum aktiven Widerstand gegen eine Obrigkeit auf, etwa in der Zirkulardisputation zu Matthäus 19,21 von 1539 (WA 39 II,39-91) oder in einem von Jonas und Bugenhagen mitunterzeichneten Gutachten vom Juli(?) 1539 an den Kurfürsten Johann Friedrich (Nr. 3369, WABr 8,515-517; vgl. auch den Brief an Joh. Ludicke in Kottbus vom 8.Febr.1539; Nr.3297, WABr 8,366-368 und die Tischrede vom 7. Febr. 1539, Nr. 4342 (A.Lauterbach) WATR IV, 235-241; hierzu Heinz Scheible: Das Widerstandsrecht als Problem des deutschen Protestantismus 1523-46, s. 60-68; Eike Wolgast: Die Wittenberger Theologie und die

Politik der evangelischen Stände. Studien zu Luthers Gutachten in politischen Fragen, QFRG XLVII, Gütersloh 1977, S. 239–253; A. Peters: Karl Barth gegen Martin Luther?, JMLB 27 (1980), S. 12–49). Dort heißt es: »So König und Kaiser öffentlich und notorie Gewalt üben, ist die Gegenwehr auch recht, als so sie Krieg vurnehmen zu Bestätigung öffentlicher Gottslästerung, fromme, unschuldige Christen, Prediger und andre zu toten, eheliche Personen von einander zu reißen. Diese und dergleichen Stuck ist öffentlich und notorie unrecht Gewalt, dadurch die Lehen-Leut von ihrer Pflichte frei werden als von einem Morder uf der Straßen« (WABr 8,516,55–517,61). Hier gilt grundsätzlich: Wir alle miteinander sind vor Gottes Gericht verantwortlich nicht allein für das arme Windlicht des Evangeliums, sondern auch für die weltliche Lebensgemeinschaft und die göttlichen Grundstiftungen der Politia, Oeconomia und Familia. Wo hier und dort einmal tyrannische Übergriffe der Obrigkeit erfolgen, da ist das Unrecht bei Namen zu nennen, keinesfalls jedoch sind die Grundordnungen durch willkürliche Selbsthilfe oder gar durch Gegenterror noch weiter zu zerstören. Wo die Vertreter staatlicher Ordnungen jedoch notorisch die göttlichen Grundstiftungen aufsprengen und ihre Verletzungen quasi Rechtskraft beanspruchen, da ist aktiver Widerstand geboten. Hier gelten Luthers extreme Worte: »Eher ich meine Seel wollt lassen in die Hell fahren, ich wollt ehe dran stecken, was ich hätte, und ein seditioem (Aufruhr) machen« (WA 39 II,58,7f). Doch jene gewaltsamen Angriffe gegen die grundlegenden Lebensordnungen selber durch Papst und Kaiser rücken für Luther ins apokalyptische Wetterleuchten des Kommens Christi zu Gericht und Errettung.

Das hierin erkennbare Kampffeld bleibt umspannt von den Bitten des Vaterunsers. Den Einbruch der Gottesherrschaft sowie die Verteidigung gegen die Anläufe Satans rafft Luther in seiner »einfältigen Weise zu beten für einen guten Freund« (1535) (WA 38,358–375) zusammen in die Wendung: »Bekehre und wehre«, »lieber Herr Gott Vater, hie bekehre und wehre; bekehre die, so noch sollen Kinder und Glieder deines Reichs werden, daß sie mit uns und wir mit ihnen dir in deinem Reich in rechtem Glauben und wahrhaftiger Liebe dienen und aus diesem angefangenen Reich in das ewige Reich kommen. Wehre aber denen, so ihre Macht und Vermügen nicht wollen abkehren lassen von deines Reichs Verstörung, daß sie, vom Stuhl gestürzt und gedemütigt, ablassen müssen. Amen« (WA 38,360,37–361,5; vgl. S.360,23–28; 361,12 12–20; 361,34f). Auch bei unserem Gebet im Kämmerlein sind wir eingefügt in die Schar derer, die Gott als ihren gemeinsamen Vater anrufen; sein hier schon »angefangenes Reich« umspannt nicht allein die gesamte Christenheit, sondern schon die alttestamentliche Hoffnungsgemeinschaft. Der Reformator wehrt sich

gegen alles willkürliche Eingrenzen dieser Heilsgemeinde, sie ist keineswegs an den römischen Stuhl gebunden, natürlich auch nicht nach Luthers eigenem »heillosen Namen« zu nennen, ist sein »stinkender Madensack« doch für keinen Menschen gekreuzigt worden (WA 8,685,6ff). Nach dem Bekenntnis von 1528 ist die »eine heilige christliche Kirche« leiblich zerstreut in alle Welt und muß leben »unter Bapst, Türken, Persen, Tattern« und dennoch ist sie »versamlet geistlich in einem Euangelio und Glauben« unter ihrem Christushaupt (WA 26,506,30–40). Dieser rechten Christenheit gilt seine ganze Liebe; sie verherrlicht er in seinem Lied; sie schaut er in der Vision aus dem 12. Kapitel der Offenbarung:

»Sie ist mir lieb, die werde Magd / und kann ihr nicht vergessen,
Lob, Ehr und Zucht von ihr man sagt, / sie hat mein Herz besessen.
Ich bin ihr hold, / und wenn ich sollt
groß Unglück han, / da liegt nicht an.

Sie will mich des ergetzen / mit ihrer Lieb und Treu an mir,
die sie zu mir will setzen / und tun all mein Begier.

Sie trägt von Gold so rein ein Kron,/ da leuchten in zwelf Sterne;
ihr Kleid ist wie die Sonne schon, / das glänzet hell und ferne;
und auf dem Mon(Md) / ihr Füße stohn;
sie ist die Braut, / dem Herrn vertraut.

Ihr ist weh und muß gebären / ein schönes Kind, den edlen Sohn
und aller Welt ein Herren, / dem ist sie unterton.

Das tut dem alten Trachen Zorn / und will das Kind verschlingen;
sein Toben ist doch ganz verlorn, / es kann ihm nicht gelingen.

Das Kind ist doch / gen Himmel hoch
genommen hin / und lasset ihn

auf Erden fast sehr wüten. / Die Mutter muß gar sein allein,
doch will sie Gott behüten / und der recht Vater sein«

(Ein Lied von der heiligen christlichen Kirchen aus dem 12. Kapitel Apokalypsis, 1535, WA 35,462f).

Auch heute dürfte für eine Frömmigkeit im Sinne Luthers der altkirchliche Grundsatz neu durchzubuchstabieren sein: Nur wer die Kirche als seine Mutter annimmt, wird Gott zum Vater gewinnen! Diese eine heilige Kirche ist nicht vorschnell mit unseren Landeskirchen oder gar mit deren Ämtern und Institutionen zu identifizieren, aber auch nicht total von ihnen abzulösen; als die Zutiefst-Angefeindete und zugleich Wunderbar-Getröstete und Herrlich-Geschmückte lebt sie verborgen unter den Konfessionen und Denominationen, unter Staats- und Freikirchen, freilich bleibt sie für die Reformatoren streng gewiesen an das Evangelium und gebunden an die vom auferweckten Gekreuzigten selber gestifteten Insti-

tutionen seiner Heilsherrschaft; ein »anonymes Christentum« unter allen Religionen und selbst noch unter Atheisten wird ausdrücklich zurückgewiesen. Für Luther bleibt hier ein strenges Entweder-Oder, entweder Selbstrechtfertigung oder Christuserlösung. »Außer der Christenheit aber, da das Evangelion nicht ist, ist auch kein Vergebung nicht, wie auch keine Heiligkeit da sein kann. Darümb haben sich alle selbs erausgeworfen und gesondert, die nicht durchs Evangelion und Vergebung der Sund, sondern durch ihre Werke Heiligkeit süchen und verdienen wöllen« (GK II, 56; BSLK 658, 35–42).

Die Liebe zur weltumspannenden Christenheit ist verknüpft mit der vollen Annahme des Platzes, den uns Gott der Herr zum Dienst in ihr aber auch in den weltlichen Ordnungen zugewiesen hat. Hierher gehört Luthers Pochen auf sein Doktorat, hierher aber auch seine Liebe zur Heimat und zum Vaterland. An beidem, an seinem Amt als Prediger des Evangeliums und Lehrer der Studenten sowie an den gesellschaftlichen und politischen Nöten der Zeit, hat er schwer getragen und bis an den Rand der Verzweiflung gelitten. Seine deutschen Landsleute sah er ohne Idealisierung und Illusionen, doch wußte er sich durch Gott selber an sie gewiesen (vgl. Karl Holl: Luthers Urteile über sich selbst, Luther, S. 381–419; Rudolf Hermann: Luthers Theologie, Werke Bd. I, Göttingen 1967, S. 225–230). Von der humanistischen Schwärmerei für die Nachfahren Hermanns des Cheruskers ist er kaum berührt, doch auch ein fast selbstquälerisch masochistisches Aufspüren der eigenen Fehler ist ihm fremd. Vor beidem ist er bewahrt durch den Aufblick zu Gottes Schöpfergüte und Richterhoheit.

VI. Christsein im Wetterleuchten des Jüngsten Tages

Luthers nüchterne und zugleich humorvolle Einschätzung der Nationen bleibt umschlossen von der streng endzeitlichen Orientierung. Der furchtbare Streit, der von Kain und Abel her die gesamte Menschheit durchtobt, gipfelt für den Reformator auf im Doppelangriff des gleißenden päpstlichen und dunklen türkischen Antichristen gegen das Gottesvolk. Gegen diese beiden »Erzfeinde Christi und seiner heiligen Kirchen« läßt er schon die Kinder und Unmündigen ansingen (wohl 1541 / 42):

»Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort / ein steur des Bapsts und Türken Mord,
die Jesum Christum, deinen Sohn, / wollten stürzen von deinem Thron«
(EKG 142,1; WA 35,476,26–29, geändert in: »... und steure deiner Feinde Mord«).

Das kämperische »Warten und Eilen« (J. Chr. Blumhardt) dem lieben jüngsten Tag entgegen zeigt die beiden, von uns beobachteten Seiten; einerseits findet sich das stark resignative Zeugnis: die Welt werde ständig ärger und kälter, andererseits findet sich ein freudiger Ruf: Der Herr kommt; auf, ihm entgegen! Beides gehört für Luther nach dem Herrenwort unlöslich zusammen: Wenn die schrecklichen Zeichen des Endes einsetzen, so erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht (Lk 21,28). Zunächst freilich bricht der Jubel auf, und dies gerade angesichts der ersten Martyrien um des Evangeliums willen. Luthers Liedschaffen ist freigesetzt durch den Zeugentod der Augustiner Heinrich Voes und Johann Esch, die am 1. Juli 1523 auf dem Marktplatz zu Brüssel durch den Inquisitor Hoogstraeten dem Feuertod übergeben wurden:

»Ein neues Lied wir heben an, / des walt Gott, unser Herre,
zu singen, was Gott hat getan / zu seinem Lob und Ehre« (WA 35,411,4-7).

Die Lied-Ballade endet mit den volksliedartigen Versen:

»Der Sommer ist hart vur der Tür, / der Winter ist vergangen,
die zarten Blumen gehn hervur, / der das hat angefangen,
der wird es wohl vollenden« (WA 35,414,14-17).

Später verdüstert sich die Enderwartung zur apokalyptischen Vision. In seiner zweiten Vorrede zur Johannesapokalypse (WADB 7,406-420) sowie in seiner breiten Einführung in die geschichtliche Situation des Buches Daniel (WADB 11 II,2-131; siehe auch den Widmungsbrief zur Übersetzung, WA 11 II,376-387) von 1530 sucht er die Zeichen des unmittelbar bevorstehenden Endes zu markieren. In seiner »Supputatio annorum mundi« 1541/45 sucht er für sich einen Gesamtüberblick der Welt- und Heilsgeschichte zu gewinnen, hierzu stützt er sich für die nachbiblischen Epochen auf die durch Melanchthon angeregte Chronik Carions (WA 53,1-184). In diesen Schriften zeichnet er ein unheimliches Gemälde des nahenden Weltendes. Der Papst sowie der Türke greifen die drei Kernstiftungen Gottes an, nicht nur die Christenheit, sondern auch das weltliche Ordnungsgefüge sowie die Ehe und Familie. Die Schwärmer fallen der reformatorischen Erneuerung in den Rücken und vernichten erneut die Gewißheit des Evangeliums. Wer sich evangelisch nennt unter Adel, Bürgern und Bauern, hungert das Gotteswort durch seinen Geiz und seine Raffgier aus. Man will nicht einmal mehr ein anständiger Ketzer am Evangelium sein, so weit ist die Gleichgültigkeit unter dem Deckmantel der Toleranz bereits vorgedrungen. Luther fürchtet schon, das Gotteswort werde sich aus der politischen Öffentlichkeit in den Privatbereich der Häuser zurückziehen.

Dieses Schreckensbild einer ihrem Untergang entgegenstürzenden Welt dürfte uns heute nicht fremd sein, wird doch in vielen kirchlichen Gemeinschaften an ihm weitergearbeitet. Doch seien wir auf der Hut. Luthers Berechnungen des Weltenlaufs, seine Ausdeutungen der apokalyptischen Visionen, seine Zusammenstellungen der Vorzeichen des nahenden Endes wollen weder unsere Sensationslust kitzeln noch unsere Ängste schüren, sie möchten vielmehr Herzen und Sinne aufrichten, dem kommenden Herrn entgegen. »Solche Weissagung Danielis und der gleichen sind nicht allein darumb geschrieben, daß man die Geschichte und die künftigen Trübsaln wissen und den Vurwitz als mit neuer Zeitung büßen solle, sondern daß sich die Frommen damit trösten und fröhlich machen und ihren Glauben und Hoffnung in der Geduld stärken sollen, als die da hie sehen und hören, daß ihr Jammer ein Ende haben und sie von Sünden, Tod, Teufel und allem Ubel . . . ledig, in den Himmel zu Christo in sein seliges, ewiges Reich kommen sollen. . . Wer sie nu auch will nützlich lesen, der soll an der Historien oder Geschichten nicht hangen oder haften und da bleiben, sondern sein Herz weiden und trösten in der verheißē/ und gewissen Zukunft unsers Heilands Jesu Christi als in der seligen und fröhlichen Erlösung von diesem Jammertal und Elende. Dazu helfe uns der selbige unser lieber HERR und Heiland, sampt dem Vater und Heiligem Geist, gelobet in Ewigkeit, Amen, AMEN (WADB 11 II, 129,27-34; 131,4-10).

Das Warten und Eilen der unmittelbar bevorstehenden Ankunft Jesu Christi entgegen hebt die Sorge um die kommenden Generationen nicht auf. Dies bezeugen Luthers Schriften zur Errichtung und Umgestaltung von Schulen und Universitäten. Doch auch hierbei bleibt unser intensives Bemühen umschlossen vom betenden Aufblick zum Herrn. In Hinsicht auf die Kirche formuliert Luther dies einprägsam in seiner Schrift gegen die Antinomer: »Wir sind es doch nicht, die da künnten die Kirche erhalten, unser Vorfahrn sind es auch nicht gewesen, unser Nachkommen werdens auch nicht sein, sondern der ists gewesen, ists noch, wirds sein, der da spricht: ›Ich bin bei euch bis zur Welt Ende‹ (Mt 28,20)« (WA 50,476,31-35). Im Blick auf das Weltgeschehen schreibt er im Widmungsbrief zur Danielübersetzung: »Es stehet und gehet kein Reich noch Regiment in menschlicher Kraft oder Witze, sondern Gott ists allein, der es gibt, setzt, hält, regiert, schützt, erhält und auch weg nimmpt; in seiner Hand ists alles gefasset und schwebt in seiner Macht wie ein Schiff auf dem Meer, ja wie eine Wolken unter dem Himmel« (WA 11,II,385,2-6).

Luthers Christenglauben dringt durch Leben und Tod hindurch dem kommenden Herrn entgegen. Diese Haltung muß sich bewähren im eigenen Sterben. Der gegen den Willen seines Kurfürsten von der Wartburg

nach Wittenberg Eilende hatte seine eindringlichen Invokavit-Predigten 1522 mit dem Fanfarenstoß eingeleitet: »Wir seind allsampt zu dem Tod gefodert und wird keiner für den andern sterben, sondern ein jeglicher in eigner Person für sich mit dem Tod kämpfen. In die Ohren künden wir wohl schreien; aber ein jeglicher müß für sich selber geschickt sein in der Zeit des Tods« (WA 10,III,1,7-10). Luthers eigenes Hinscheiden haben Justus Jonas und Michael Cölius beschrieben (WA 54,487-496). Es hat weder etwas vom Sich-Präsentieren vor den Umstehenden, wie dies im Pietismus üblich wird, noch von einem Hinweggerissenwerden ins unendliche Nichts kosmischer Räume, wie es sich bei Jean Paul anbahnt. Er spricht unter der Enge des Herzens mehrmals »eilend aufeinander« das Nacht- und Sterbegebet des frommen Juden und christlichen Beters, unse- res Herrn selber: »In manus tuas commendo spiritum meum; redemisti me Deus veritatis; in deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöst, du treuer Gott« (Ps 31,6). Er birgt sich hinein in die früh aus- wie inwendig gelernten Kernworte nach der Vulgata: »Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben« (Joh 3,16), sowie: »Wir haben einen Gott des Heils und einen Herrn, der mitten aus dem Tode uns führt« (Ps 67,21). Er dankt Gott dem Vater, daß er ihm den Sohn geoffenbart hat, er bekennt sich zu seinem Dienst am Evangelium und wendet sich selbst in dieser extremen Situation noch gegen den »leidigen Papst und alle Gottlosen«; er überantwortet sein »Seelichen« dem Herrn Jesus und preist die Allmacht Gottes, aus dessen Gnadenhand uns niemand reißen kann (WA 54,491,21-30). Schließlich schrieeen Jonas und Cölius ihm noch ins Ohr: »Reverende Pater, wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr die gepredigt, beständig sterben?« (WA 54,492,10f). Er antwortet mit einem vernehmlichen Ja und schläft darauf still ein. Bis in den letzten Atemzug hinein war diese Frömmigkeit eine Spiritualität des Kämpfens und Streitens, eines Ritters zwischen Tod und Teufel, doch dies alles auf dem leuchtenden Grund einer letzten Gottesgewißheit, zugleich im humordurchstimmten Wissen um das Ungeheuerliche rechten Christenglaubens sowie um die Grenzen der eigenen Person. Die Summe jenes exemplarischen Christenlebens ist zusammengerafft in der letzten Aufzeichnung, die er zwei Tage vor seinem Sterben abfaßte:

»Virgil in seinen Buccolica und Georgica kann niemand verstehen, der nicht fünf Jahre Hirte oder Landmann gewesen ist. –

Cicero in seinen Briefen versteht niemand, der nicht zwanzig Jahre in einer berühmten Republik mitgewirkt hat. –

Die Heiligen Schriften meine niemand genug gekostet zu haben, der nicht hundert Jahre lang mit den Propheten Gemeinden geleitet hat.

Wie ungeheuer ist doch das Geheimnis

1. Johannes des Täufers

2. Christi

3. der Apostel.

Versuche du nicht jene göttliche Äneis, sondern bete tiefgebeugt ihre Fußspuren an.

Wir sind Bettler; das ist wahr« (WA 48,241; Tr. Nr. 5677 und 5468, WATr V,317f und 168; Karl Holl: Luther, S. 577).

Professor Dr. Albrecht Peters, Peter-Wenzel-Weg 2, 6900 Heidelberg-Ziegelhausen

GLAUBE UND POLITISCHE MACHT *

Von Martin Honecker

I.

Die Frage nach dem Verhältnis von Glaube und politischer Macht bereitet evangelischen Christen besondere Schwierigkeiten und Verlegenheiten. Wer die Ausstellung »Preußen. Versuch einer Bilanz« besucht hat, ist versucht, zu formulieren: Glaube *an* die politische Macht – und er wüßte zugleich, daß dies schwerlich christlicher Glaube sein kann. Wer die Ereignisse dieser Tage anläßlich der Häuserräumungen in Berlin betrachtet, dem liegt es nahe zu formulieren: Glaube angesichts politischer Ohnmacht. In dieser Situation seien drei Überlegungen angestellt, nämlich 1. zu Symptomen, 2. zu geschichtlichen Ursachen und 3. zu theologischen Aufgaben, vor welche dieses Thema stellt.

* Vortrag in Berlin am 23. September 1981 vor der Landesgruppe Berlin der Luther-Gesellschaft.

Der Vortrag nimmt teilweise Gedanken und Formulierungen auf aus meiner Abhandlung »Evangelische Theologie vor dem Staatsproblem« Rheinisch-Westfälische Akademie der Wissenschaften, Vorträge G 254, Opladen, Westdeutscher Verlag, 1981. Dort finden sich auch umfassendere Literaturnachweise.